

CHRISTIANE MEYER-RICKS

Die Moorheiligen

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



CHRISTIANE MEYER-RICKS

Die Moorheiligen

VERSUNKENE GEHEIMNISSE Im friesischen Moor wird eine Leiche gefunden. Das Mordopfer, Erich Gabert, war in den 70er-Jahren nach einer Betriebsfeier spurlos verschwunden. Seine Ermittlungen führen Staatsanwalt Jorik Hein weit zurück, zu den Akteuren eines folgenschweren Wirtschaftsverbrechens. Während die verdächtigen Rentner ihre Spuren verwischen, gerät die Berliner Journalistin Mirjam Kruse bei dem Versuch, ihren Vater zu schützen, zwischen die Fronten. Noch weiß Mirjam nicht, dass ihr Schicksal aufs Engste mit Hein und mit den mörderischen Praktiken skrupelloser Nachkriegskarrieristen verwoben ist.



Christiane Meyer-Ricks wurde 1964 in Hamburg geboren. Sie besuchte die Amerikanische Internationale Schule in Wien, lernte in New York Journalismus, arbeitete bei namhaften Agenturen als Werbetexterin und besuchte anschließend die Wiener Filmhochschule. Später absolvierte sie ihren »Master of Journalism« in London und arbeitet seither als Journalistin, Dramaturgin und Autorin in Berlin.

CHRISTIANE MEYER-RICKS

Die Moorheiligen

Kriminalroman

SPANNUNG

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2015 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2015

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Benjamin Arnold
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Olha Rohulya / Shutterstock.com
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-4773-0

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

KAPITEL 1

Erich Gabert zog die Augenbrauen hoch. Das wirkte spöttisch und passte irgendwie nicht zu seinen dunkelbraunen Teddy-Knopfaugen, die vertrauensvoll in die Welt blickten. Er trug ein braunes Breicordsakko, ein Hemd mit spitzem Kragen, dessen Streifen sich zu einem aufdringlichen Muster kreuzten, und eine breite einfarbige Krawatte. Neben ihm auf der Bar standen ein unangetastetes Glas Jever und eine Schale mit Erdnüssen. Das Licht war schummrig, und die Luft stand vor Rauch und Dunst. Hinter Gabert lachte eine Frau mit weit geöffnetem Mund über etwas, das ihr ein rotgesichtiger Mann ins Ohr sagte. Erich beachtete die beiden nicht. Er sah sein Gegenüber mit diesem Ausdruck an, der zu besagen schien: »Willst du mich für blöd verkaufen?«

Staatsanwalt Jorik Hein hätte gerne gewusst, wen Erich Gabert mit dieser Mischung aus Vertrauen und Unglauben ansah. Er drehte das Foto um, fand aber keine Quellenangabe darauf. Auch in der Vermisstendatei war nirgendwo ein Hinweis auf den Fotografen zu finden. Komisch, dachte Hein. Er betrachtete die anderen Fotos, die verstreut auf seinem Schreibtisch lagen. Sie brachten weniger Charakterliches zum Ausdruck als vielmehr die Tatsache, dass der Abgebildete schon eine ganze Weile tot im Moor lag. Diese Bilder stammten aus einer Akte der Rechtsmedizin Hannover, die seit heute Morgen auf seinem Schreibtisch im Amtsgericht Greveshaven lag. In seinem Bezirk gab es nicht viele Vermisstenfälle. Genau genommen waren seit

1960 nur zwei Menschen als vermisst gemeldet worden: eine Bäckerin, von der man sagte, sie sei mit einem bayerischen Baustoffhändler durchgebrannt, und der andere war Erich Gabert. Von ihm hieß es in der Akte, er sei ein unauffälliger, liebenswerter Mensch ohne Feinde gewesen.

Wenig später saß Jorik Hein am Steuer seines Wagens auf dem Weg nach Hannover, um herauszufinden, ob der Tote auf den Bildern der Rechtsmedizin Erich Gabert war.

Viel Verkehr war nicht auf der Straße. Es ist wirklich schön hier, dachte Hein, als er auf die Greveshavener Landstraße Richtung Autobahn einbog. Er betrachtete die späte Morgensonne zwischen den kahlen Ästen, den Dunst über den Feldern, die Frostlöcher im Asphalt – und alles, was da jenseits der Waldkante neugierig guckte. Nichts, was Hein sich vorstellen konnte, würde ihn jemals von hier wegführen.

KAPITEL 2

Alle Zeitungen hatten sich auf die Bilder der Moorleiche gestürzt. Sie zeigten ein Ungeheuer. Ein entfernt menschliches Gesicht, dessen Mund weit offen stand, aus dem eine lange Zunge heraushing wie eine Schlange. Offenbar sind die Bilder vom Leichenfund gleich an die Presse weitergereicht worden, ärgerte sich Hein, als er kopfschüttelnd die geschmacklosen Moorleichen-Aufmacher im Fenster eines Zeitungskiosks betrachtete.

Wenigstens, dachte er, gibt es noch keinen Namen hinter diesen unsäglichen Schlagzeilen.

Jemand hinter ihm hupte. Erst dachte Hein, er hätte beim Lesen der Zeitungsüberschriften die grüne Ampelphase verpasst, aber jetzt hupten auch Fahrer vor ihm, und auf der Straße waren Menschen in Bewegung. Zwei Wagen waren kollidiert und blockierten den Weg. Die Fahrer standen sich wütend gegenüber. Sogar durch das geschlossene Fenster drang das Geschrei zu Hein in den Wagen.

Immer mehr Neugierige kamen hinzu, um das Spektakel zu sehen: Wette, es kommt zu einer Schlägerei. Ein Bier auf den Bärtigen. Ich tippe auf den Kleinen.

Hein stöhnte ungeduldig. Ausgerechnet jetzt, wo er das Rechtsmedizinische Institut in der Mitte des Uni-Campus schon sehen konnte. Mit seinen verspiegelten Fenstern, die an dunkle Höhlen in einem ranzigen gelben Käse erinnerten, ragte das Institut fünf Stockwerke hoch in den Himmel. Hein war jedes Mal aufs Neue von diesem spektakulären Schandfleck beeindruckt. Die Wiesen rund um die Gebäude der Medizinischen Fakultät waren silberweiß

gefroren. Hier und da lagen schwarze verrenkte Äste im dicken Eismantel auf der harten Erde. Sie waren schon beim leichtesten Wind abgebrochen.

Ein Loch lag unter Ästen neben einem Baum versteckt. Nur ein bisschen Erde auf der silbernen Wiese verriet Hein die Lage des Fuchsbaus. Zu seiner Überraschung kletterte der Fuchs aus seiner Höhle und trabte mit hoch erhobem Kopf langsam davon. Städter, lächelte Hein, und es war nicht zu sagen, ob er den Fuchs oder die Gruppe Studenten meinte, die trotz eisiger Temperaturen in kurzen Jacken und dünnen Turnschuhen aus dem Park kamen. Zwei junge Frauen, strohblond, Grübchen, Pudelmütze, blieben neben Heins Wagen stehen und guckten hinein. Er konnte sie fast sagen hören: »Ist das nicht der Schauspieler?«

Angelockt von diesem Ausruf, versammelte sich eine ganze Gruppe junger Leute neben seinem Wagen. Einige fotografierten ihn sogar mit ihren Handykameras. Als er vergeblich seine Sonnenbrille im Handschuhfach suchte, hörte er in der Entfernung eine Polizeisirene näher kommen.

Oh nein, das dauert sicher eine Ewigkeit.

Wenig hoffnungsvoll sah Hein zur grünen Ampel hinauf und dann vor sich auf die Straße, wo immer noch nichts voranging. Dann traf er eine Entscheidung. Pardon, Ladies.

Mit einem entschuldigenden Lächeln rollte Hein über den Bürgersteig auf den Fußweg, der den Park durchzog. Die Mädchen sahen entzückt hinterher, und ein junger Mann ließ verduzt einen Donut in seinem offenen Mund sehen, als Hein den Wagen beschleunigte. Ein Eichhörnchen raste in Panik vor dem heran jagenden Geländewagen über das weiße Gras davon und flitzte einen Baum-

stamm hinauf. Hein konnte sich das empörte Kratzen der Eichhörnchenpfoten weit oben in der Krone vorstellen.

Vor ihm auf dem Weg hackte ein Eichelhäher wütend auf einen Tannenzapfen ein, und Studenten sprangen fluchend auseinander. Ein Mädchen verlor seine Thermoskanne, und Hein musste auf die Wiese ausweichen, als es sich danach bückte. Mit einer Fontäne aus Dreck und Gras schoss der Wagen aus der Grünanlage in eine Stichstraße, an deren Ende Hein lammfromm vor der Treppe des Rechtsmedizinischen Instituts parkte.

Der Pathologe Friedrich Voss rückte gerade vor dem Spiegel seine Krawatte am Ausschnitt des Laborkittels zurecht und strich sich zufrieden über die vollen Haare, als Hein das Labor betrat und respektvoll die Schiebetür hinter sich schloss. Er nickte Voss zu und deutete mit einer unbestimmten Geste zum Seziertisch. »Nun, Voss, was wissen wir?«

»Der Tote lag über 30 Jahre im Moor. Genauer kann ich es noch nicht sagen. Fest steht, der Mann wurde erschossen. Von vorn. Mitten ins Herz und auf kurze Distanz.«

Über Heins Pokergesicht lief ein Schatten, den Voss nicht deuten konnte. Gerne hätte er nachgefragt, aber Heins Angewohnheit, ihn beim Nachnamen zu nennen, obwohl sie sich schon sehr lange kannten, war eine klare Ansage. Vertraulichkeiten verboten!

Also weiter im Text, dachte Voss: »9-mm-Einschussloch. Ein verirrter Vogelkundler hat die Leiche vorgestern im Nordmoor gefunden. Bei normalen Temperaturen wäre der Naturfreund auf Nimmerwiederssehen im Moor versunken, aber dieses Jahr ist das Moor gefroren. Die Leiche kam quasi als Eisblock hier an.«

Vage bemerkte Voss, dass Hein sich über die Augen strich.

»Ist er am Fundort gestorben?«

»Schwere Verletzungen wie vom Transport einer Leiche durch unwegsames Gelände habe ich nicht gefunden. Er hat nur eine lang gezogene Wunde an der linken Schläfe. Das kann ein Schlag gewesen sein oder von einem Sturz herrühren.«

Hein, der noch immer an der Schiebetür stand, löste sich vom kalten Stahl und umrundete mit einigem Abstand den Seziertisch.

Offenbar hat er es jetzt, nachdem er die ganze Strecke hierhergerast ist, überhaupt nicht mehr eilig, den Toten in Augenschein zu nehmen, dachte Voss und versuchte, Heins Mimik im Schatten der OP-Beleuchtung zu deuten.

Endlich beugte sich Hein über die Leiche. Er verharrte ungewöhnlich lange in dieser Stellung. Das Eis war größtenteils aufgetaut, und ein brauner Brei stockte um den Toten. Es roch nach fauliger Erde. An manchen Stellen war der Körper mit einer festen Lederhaut überzogen, und an Brust und Schulter hafteten dunkle Stoffreste.

»Kann ich bitte Handschuhe haben?«

Voss nickte, doch Hein sah gar nicht hin. Erst als Voss ihm die Schachtel mit den Latexhandschuhen unter die Nase hielt, nahm sein Kollege den Blick von der Leiche. Hein zog sich die Handschuhe an wie ein Chirurg und tastete zielstrebig den Oberkörper der Leiche ab. Mit einer steifen Bewegung entfernte er einen winzigen Porzellankörper vom Stoff und hielt ihn gegen das Licht.

»Der Tote war ein Ideologe und offensichtlich nicht sehr kompromissbereit«, sagte Hein.

Voss sah in seinem weißen Kittel aus wie ein lebendes Fragezeichen: »Was ist das?«

»Ein elektromechanischer Keramikwiderstand, ein Schaltelement. An sich nichts Besonderes, es sei denn, man macht ihn mit seinen beiden Drähten unter dem Kragen fest. Dann dient er als geheimes Erkennungszeichen für eine Protestbewegung.«

»Interessante These«, entgegnete Voss. Es klang eingeschnappt.

»Nach seiner Lehre als Elektromonteur kam der spätere polnische Präsident Lech Walesa 1966 an die Leninwerft in Danzig«, erklärte Hein. »Mit 24 Jahren wurde er zum Betriebsrat gewählt und 1971 stand er an vorderster Front bei den blutigen Unruhen. Einige verträumte Sympathisanten im Westen haben sein Symbol des heimlichen Widerstandes übernommen, um gegen alle möglichen Formen der Unterdrückung zu protestieren.« Hein verzog die Lippen zu einem bitteren Lächeln. »Der Tote heißt Erich Gabert und wird laut Vermisstenakte seit dem 17. Februar 1975 in Greveshaven vermisst.«

»Vielleicht haben seine Angehörigen noch etwas von dem Toten aufgehoben, damit wir einen DNA-Abgleich machen können«, sagte Voss. Er musterte Heins überzeugtes Gesicht. »Nur um ganz sicherzugehen.«

Hein nickte. Er legte den Keramikwiderstand auf die Vermisstenakte und hielt Voss beides vor die Brust. »Danke, Doktor. Bitte rufen Sie mich an, wenn Sie Neuigkeiten haben.«

Das hört sich an, als ob er mir damit eine Freude macht, dachte Voss und ärgerte sich, dass es tatsächlich so war. »Ich melde mich.«

Hein verließ die Anatomie und erreichte nach zwei Stunden Fahrt wieder die Küste. Vor ihm öffnete sich zwischen künstlichem Strand und Hafenanlagen der Ausblick aufs offene Meer. Dabei wurde sein Herz für einen Moment ganz unbeschwert. Wie um ihn zu ärgern, schlich ein Segelboot den Horizont entlang.

Vermutlich konnte der Eigner das Frühjahr nicht abwarten. Jetzt sitzt er mit Wollunterwäsche im Trockenanzug an Bord und betet, dass der Winterwind nicht einschläft, bevor er im Hafen ist.

Doch der Wind frischte auf, und der Mast glitt leicht schwankend immer schneller über das Wasser. Landeinwärts zogen die verfallenen Industriebaracken der Viktoria-Schreibmaschinenwerke vorbei. Wie alle Kinder der Gegend konnte er die Geschichte der alten Fabrikdame im Geiste herunterbeten:

1903 war die »Viktoria« in Thüringen gegründet worden. In den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg drohte sie den russischen Alliierten in die Hände zu fallen, weshalb sich die Inhaber auf die Suche nach einem neuen Standort machten. Am Marinehafen Greveshagen entdeckten sie Anlagen und Baracken, wo in den letzten Kriegswochen noch Waffen für den Endsieg produziert worden waren. Jetzt hausten dort Hunderte Flüchtlinge, hauptsächlich Frauen, die sofort als Arbeitskräfte rekrutiert werden konnten.

Aus den Flüchtlingen wurden Fließbandarbeiterinnen, aus britischem Beutegut Motoren und Werkzeuge. Und Hanno Werstand, der letzte Proviantmeister der Kriegsmarine, fertigte aus Restbeständen der Marineschiffe eine Kantine, in der die Arbeiterinnen versorgt wurden. Schon